



LARA ADRIAN
GEZEICHNETE DES
SCHICKSALS

LYX

ROMAN

Inhalt

Titel

Widmung

Danksagungen

Prolog

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

31

32

33

Impressum

LARA ADRIAN

GEZEICHNETE DES SCHICKSALS

Roman

*Ins Deutsche übertragen von
Karin Kremmler und Barbara Häusler*



Der charmanten und witzigen, der absolut unvergesslichen
Miss Eithne O'Hanlon von der Grünen Insel, die sich
so wunderbar für diese Serie einsetzt und in meinem
Fanforum für so viel Wirbel und Gekicher sorgt.
Danke, dass du so bist, wie du bist!

Danksagungen

Vielen herzlichen Dank allen, die mir helfen, meine Bücher zu produzieren und zu vermarkten und sie in die Hände meiner Leser zu legen, sowohl in den Vereinigten Staaten als auch anderswo. Ich habe unglaubliches Glück, mit euch allen zu arbeiten, und weiß wirklich zu schätzen, was ihr für meine Bücher tut.

Wie immer gilt mein herzlicher Dank meinen wunderbaren Lesern, deren E-Mails, Briefe und Online-Messages mich sogar mitten im schlimmsten Deadline-Stress am Computer zum Lächeln bringen. Ich kann nicht einmal annähernd ausdrücken, wie viel euer Enthusiasmus und eure Freundschaft mir bedeuten.

Keines meiner Bücher wäre, was es ist, ohne den Input und die Unterstützung meines Mannes, dessen Glaube und Zuspruch – ganz zu schweigen von seinen brillanten Plotideen! – mir unschätzbar geworden sind. Ich könnte mir keinen besseren Partner wünschen, im Leben wie in der Fiktion. Danke dir für all unsere guten Zeiten.

Prolog

Unter einem winterlich dunklen Alaskahimmel erscholl das Heulen eines Wolfes klar und majestätisch in die Nacht. Es war ein lang gezogener Laut voll reiner, wilder Schönheit, der durch die dichten Fichten der Nordwälder drang und die zerklüfteten, schneebedeckten Felswände an den eisigen Ufern des Koyukuk River hinaufstieg. Als der Wolf seinen eindringlichen Ruf erneut erhob, erscholl misstönendes, johlendes Gelächter, und dann heulte eine betrunkene Stimme über die Flammen eines kleinen Lagerfeuers eine Antwort.

„Au-au-auuuu! Auuuuu!“ Einer der drei Jungs der Gruppe, die in dieser Nacht zu dem abgelegenen Plätzchen herausgefahren war, hielt sich seine dicken Handschuhe an den Mund und jaulte dem Wolf, der daraufhin in der Ferne verstummt war, eine weitere ohrenbetäubende Antwort zu. „Habt ihr das gehört? Wir quatschen miteinander.“ Er nahm seinem Nebenmann die Whiskeyflasche ab, die in der kleinen Gruppe herumging. „Hab ich dir schon erzählt, dass ich mit Wölfen reden kann, Annabeth?“

Aus der tiefen Kapuze des Mädchens auf der anderen Seite des Lagerfeuers drang mit einer Wolke Atemluft ein leises Lachen. „Klang mir eher nach abgestochener Sau.“

„Oh, das sind harte Worte, Süße.“ Er nahm einen Schluck Jack Daniel's und reichte die Flasche an den Nächsten weiter. „Dabei bin ich so begabt. Ich rede nicht

bloß mit Wölfen, ich bin auch ein Wolf im Bett. Sollte ich dir gelegentlich mal vorführen.“

„Ein Arschloch bist du, Chad Bishop.“

Sie hatte recht, aber ihrem Tonfall nach meinte sie es nicht ernst. Wieder lachte sie, ein warmes, flirtendes, weibliches Lachen, von dem es zwischen Teddys Beinen eng und heiß wurde. Er rutschte auf dem kalten Felsen, den er sich als Sitzplatz ausgesucht hatte, herum, damit nur niemand seinen Ständer bemerkte. Da verkündete Chad, dass er pinkeln müsste, und Annabeth und das andere Mädchen begannen, sich miteinander zu unterhalten.

Von rechts bohrte sich ein spitzer Ellbogen in Teddys Rippen. „Willst du die ganze Nacht nur dasitzen und sabbern? Los, du Lusche, jetzt geh schon und quatsch sie an, um Himmels willen.“

Teddy sah den hochgewachsenen, dünnen Typen, der neben ihm auf dem Felsen saß, an und schüttelte den Kopf.

„Komm schon, sei nicht so ein Hosenscheißer. Du willst es doch. Und sie beißt dich schon nicht. Das heißt, nur wenn du willst.“ Skeeter Arnold war derjenige gewesen, der Teddy auf diese Party mitgenommen hatte. Er hatte auch den Whiskey besorgt, etwas, was Teddy mit seinen neunzehn Jahren bisher nur einmal im Leben probiert hatte.

Alkohol war im Haus seines Vaters verboten – und auch in der ganzen Ansiedlung von sechs Personen, in der er lebte. Heute Nacht hatte Teddy die Flasche schon über zehnmal an die Lippen geführt. Er sah nicht ein, warum ihm das schaden sollte. Tatsächlich machte der Whiskey ihn

warm und entspannt, ein gutes Gefühl. Er kam sich erwachsen vor, wie ein Mann.

Ein Mann, der jetzt nur eins wollte: aufstehen und Annabeth Jablonsky sagen, was er für sie empfand.

Skeeter reichte Teddy die Flasche, sie war fast leer, und sah ihm zu, wie er den letzten Schluck trank. „Ich glaube, ich hab noch was anderes, was du mögen wirst, mein Alter.“ Er zog seine Handschuhe aus und griff in die Tasche seines Parkas.

Teddy war nicht sicher, was Skeeter sonst noch dabei hatte, und momentan war es ihm auch egal. Er war völlig gebannt von Annabeth, die jetzt die Kapuze abgenommen hatte, um ihrer Freundin ihre neuen Piercings zu zeigen, die sich den ganzen Rand ihrer zarten Ohrmuschel hinaufzogen. Ihr Haar war polarweiß gefärbt, bis auf eine Strähne in hellem Pink, aber Teddy erinnerte sich, dass sie eigentlich brünett war. Das wusste er, weil er sie letzten Frühling in einem Stripclub in Fairbanks gesehen hatte, wo Annabeth Jablonsky als Amber Joy auftrat. Bei dem Gedanken wurden Teddys Wangen hochrot, und sein Ständer ließ sich jetzt auch nicht länger ignorieren.

„Hier“, sagte Skeeter und hielt ihm etwas hin, eine willkommene Ablenkung, als Annabeth und ihre Freundin vom Lagerfeuer aufstanden und zum Ufer des zugefrorenen Flusses hinuntergingen. „Zieh mal, mein Alter.“

Teddy nahm die kleine Metallpfeife und hielt sich den glimmenden Kopf unter die Nase. Ein helles, kalkiges Körnchen brannte darin, und ein unangenehmer chemischer Gestank wand sich seine Nasenlöcher hinauf.

Er zog eine Grimasse und warf Skeeter einen skeptischen Blick zu. „W-w-was ist das?“

Skeeter grinste, seine schmalen Lippen entblößten seine schiefen Zähne. „Nur eine kleine Portion Mut. Na los, zieh mal. Das wirst du mögen.“

Teddy hielt sich die Pfeife an den Mund und sog den bittersüßen Rauch ein. Er musste kaum husten, also atmete er aus und nahm einen weiteren Zug.

„Gut, was?“ Skeeter sah ihm zu, wie er noch mal zog, dann streckte er die Hand aus, um ihm die Pfeife wieder abzunehmen. „Nur mal langsam, Alter, lass uns auch noch was übrig. Weißt du, ich kann dir noch mehr davon besorgen, wenn du willst – und auch Alk. Wenn du die Kohle hast, kann ich dir jeden Stoff besorgen, den du willst. Wenn du was brauchst, weißt du, zu wem du kommst, was?“

Teddy nickte. Sogar in den entlegensten Ecken des Buschlandes wussten die Leute, dass Skeeter Arnold dealte. Teddys Vater hasste ihn. Er hatte Teddy verboten, mit ihm rumzuhängen, und wenn er erfuhr, dass Teddy sich davongeschlichen hatte – und das ausgerechnet heute Nacht, wo sie doch morgen früh eine Warenlieferung erwarteten –, würde er Teddy einen gewaltigen Tritt in den Arsch versetzen.

„Nimm sie“, sagte Skeeter jetzt und hielt Teddy die Pfeife hin. „Geh sie den Ladies anbieten, mit schönem Gruß von mir.“

Teddy starrte ihn an. „Du meinst, ich s-soll sie Annabeth b-bringen?“

„Nein, Idiot, ihrer Mama.“

Teddy lachte nervös über seine Unbeholfenheit. Skeeters Lächeln wurde breiter, sodass er mit seinem schmalen Gesicht und der langen, dünnen Hakennase noch insektenartiger wirkte als sonst.

„Sag nicht, dass ich dir nie einen Gefallen tue“, sagte Skeeter, als Teddy die warme Pfeife nahm und zu Annabeth und ihrer Freundin hinübersah, die am Ufer des zugefrorenen Flusses standen und sich unterhielten.

Er hatte doch eine Gelegenheit gesucht, um sie anzuquatschen, oder nicht? Diese Chance war so gut wie jede andere. Vielleicht die beste, die er je bekommen würde.

Skeeters leises Kichern folgte Teddy, als er auf die Mädchen zuing. Der Boden unter seinen Füßen fühlte sich uneben an. Seine Beine waren wie Gummi, er hatte sie nicht ganz unter Kontrolle. Aber innerlich flog er, spürte das Hämmern seines Herzens und wie das Blut durch seine Adern rauschte.

Die beiden Mädchen hörten ihn kommen, als unter seinen Füßen Eis und Steine knirschten. Sie sahen sich nach ihm um, und Teddy starrte das Objekt seiner Sehnsucht an und kämpfte um die richtigen Worte, um sie zu gewinnen. Er musste eine ganze Weile so dagestanden und sie angestarrt haben, denn beide fingen zu kichern an.

„Was ist los?“ Annabeth sah ihn fragend an. „Teddy, stimmt's? Ich hab dich schon ein paarmal gesehen. Gehst du manchmal zu Pete's Kneipe unten in Harmony?“

Er schüttelte lahm den Kopf, schaffte kaum, zu verarbeiten, was sie eben gesagt hatte: dass er ihr vor heute Nacht tatsächlich schon mal aufgefallen war.

„Du solltest mal vorbeischaun, Teddy“, fügte sie fröhlich hinzu. „Wenn ich an der Bar bin, frag ich nicht nach deinem Ausweis.“ Der Klang ihrer Stimme, die seinen Namen sagte, machte ihn völlig fassungslos. Sie lächelte ihn an und enthüllte ihre leicht überstehenden Schneidezähne, die Teddy absolut anbetungswürdig fand.

„Äh, hier.“ Er warf ihr die Pfeife zu und trat einen Schritt zurück. Er wollte etwas Cooles sagen. Irgendwas, damit sie ihn irgendwie anders wahrnahm als einen hinterwäldlerischen Inuitjungen, der vom wirklichen Leben keinen blassen Schimmer hatte. Er kannte sich aus, wusste eine Menge. Zum Beispiel, dass Annabeth ein gutes Herz hatte, dass sie in ihrem tiefsten Innern ein nettes, anständiges Mädchen war. Das spürte er und hätte sein Leben drauf verwettet. Sie war besser als ihr Ruf, besser als diese Loser, mit denen sie heute Abend hier abhing. Wahrscheinlich besser als Teddy selbst.

Sie war ein Engel. Ein reiner und wunderbarer Engel, und sie brauchte nur jemanden, der sie daran erinnerte.

„Na dann, danke“, sagte sie jetzt und nahm einen schnellen Zug aus der Pfeife. Sie gab sie an ihre Freundin weiter, und die beiden wandten sich wieder von Teddy ab.

„Warte“, stieß Teddy hervor und holte hastig Atem, als sie innehielt und ihn wieder ansah. „Ich, äh, ich wollte dir sagen, dass ... ich finde dich wunderschön.“

Ihre Freundin unterdrückte ein Lachen hinter ihrem Handschuh. Aber nicht Annabeth. Sie lachte nicht und starrte ihn schweigend an, blinzelte nicht einmal. Ein weicher Ausdruck glänzte in ihren Augen – vielleicht Verwirrung. Ihre Freundin schnaubte jetzt verächtlich, aber

Annabeth hörte ihm immer noch zu, ohne sich über ihn lustig zu machen.

„Ich finde, du bist das tollste Mädchen, das ich je gesehen habe. Du bist ... du bist Wahnsinn. Das ist mein Ernst. Du bist der totale Wahnsinn.“

Scheiße, er wiederholte sich, aber das war ihm egal. Der Klang seiner eigenen Stimme ohne das Stottern, das ihm das Reden sonst so verhasst machte, schockierte ihn. Er schluckte und holte Atem, um Mut zu schöpfen. Jetzt war er bereit, ihr alles zu sagen – alles, was er gedacht hatte, seit er sie auf der schummrig erleuchteten, heruntergekommenen Bühne in der Stadt hatte tanzen sehen. „Ich finde, du bist perfekt, Annabeth. Du verdienst es, respektiert und ... geliebt zu werden, weißt du? Du bist was Besonderes. Du bist ein Engel, und du hast es verdient, dass man dich respektiert und anständig behandelt. Du verdienst einen Mann, der sich um dich kümmert, dich beschützt und ... liebt ...“

Die Luft neben Teddy regte sich und brachte den Gestank von Whiskey und Chad Bishops penetrantem Aftershave. „K-k-küss mich, Amber Joy. B-b-bitte! Lass mich deine g-geilen T-t-titten begrabschen!“

Teddy wich schlagartig alles Blut aus dem Kopf. Chad schlenderte zu Annabeth hinüber und legte ihr besitzergreifend den Arm um die Schulter. Seine Demütigung wuchs ins Unermessliche, als er zusehen musste, wie Chad Annabeth die Zunge in den Hals rammte – und sie den nassen Zungenkuss über sich ergehen ließ, obwohl sie alles andere als begeistert wirkte.

Als Chad sie endlich losließ, sah Annabeth Teddy an, dann stieß sie Chad leicht gegen die Brust. „Du bist echt behindert, weißt du das?“

„Und du bist so verdammt scharf, du m-m-machst meinen Sch-Schwanz ...“

„Halts Maul!“ Die Worte waren Teddys Mund entwichen, bevor er sie zurückhalten konnte. „H-halt dein v-verdammtes Maul. Rede n-nicht so m-mit ihr.“

Chads Augen wurden schmal. „Ich weiß, dass du nicht mit mir redest, Arschloch. S-s-sag mir, dass du nicht dastehst und mich darum b-b-bittest, dass ich dir deine jämmerliche F-Fresse poliere, T-T-Teddy T-T-Toms.“

Als er Anstalten machte, sich auf Teddy zu stürzen, stellte Annabeth sich vor ihn. „Lass den armen Jungen in Ruhe. Er kann doch nichts dafür, dass er so redet.“

Am liebsten wäre Teddy im Erdboden versunken. All das Selbstbewusstsein, das er noch vor einer Minute empfunden hatte, verpuffte unter Chad Bishops Spott und Annabeths verletzendem Mitleid. Jetzt hörte er, dass Skeeter und Annabeths Freundin sich auf Chads Seite schlugen, sie lachten ihn alle aus. Alle machten sie sich über sein Stottern lustig, ihre Stimmen übertönten einander, klangen ihm schrill in den Ohren.

Teddy drehte sich um und rannte los. Er sprang auf sein Schneemobil und riss den Anlasser herum. In der Sekunde, als der alte Motor zum Leben erwachte, gab Teddy Gas. Er raste los, fort von der Gruppe. Ihm war ganz elend, und wütend war er auch.

Er hätte nie mit Skeeter herkommen sollen. Er hätte diesen Whiskey nicht trinken und den Stoff in Skeeters

Pfeife nicht rauchen sollen. Er hätte auf seinen Vater hören und zu Hause bleiben sollen.

Seine Reue wuchs mit den Meilen, die er hinter sich ließ, und je mehr er sich seinem Zuhause näherte. Etwa hundert Meter vor der dicht gedrängten Ansammlung grober, handgebauter Blockhütten, in denen seine Familie schon seit Generationen lebte, wichen Teddys Wut und Demütigung einem Knoten kalter Angst.

Sein Vater war noch wach.

Eine Lampe brannte im Wohnzimmer, ihr Schein hinter dem Vorhang strahlte wie ein Suchscheinwerfer in die Dunkelheit hinaus. Wenn sein Vater noch wach war, wusste er, dass Teddy nicht zu Hause war. Und sobald Teddy ins Haus kam, würde sein Vater merken, dass er geraucht und getrunken hatte. Was bedeutete, dass Teddy tief in der Scheiße steckte.

„V-v-verdammt“, murmelte Teddy, schaltete den Scheinwerfer des Schneemobils aus, lenkte es vom Zufahrtsweg und stellte den Motor aus. Er stieg ab und stand eine Minute nur da, starrte zum Haus hinüber und wartete, dass seine Gummibeine sich wieder an sein Gewicht gewöhnten.

Aus dem Ärger, der ihn erwartete, konnte er sich nicht herausreden. Trotzdem versuchte er, sich eine vernünftige Entschuldigung zurechtzulegen, wo er in den letzten paar Stunden gewesen war und was er getan hatte. Eigentlich war er doch ein erwachsener Mann. Natürlich hatte er die Verantwortung, seinem Vater zu helfen, so gut er konnte, aber das bedeutete nicht, dass er außerhalb der Ansiedlung nicht seine eigenen Wege gehen konnte. Wenn sein Vater

ihm deswegen gleich die Hölle heißmachte, brauchte Teddy sich das nicht mehr bieten zu lassen.

Aber als er sich dem Haus näherte, begann sein Mut ihn doch zu verlassen. Obwohl er vorsichtig auftrat, knirschte jeder Schritt laut im Schnee, noch lauter in der absoluten Stille, die in der Luft hing. Die Kälte kroch ihm in den Kragen seines Anoraks. Er zitterte sowieso schon, aber jetzt lief es ihm eiskalt über den Rücken. Ein heftiger Windstoß fegte zwischen den Hütten hindurch, und als der eisige Wind ihn mit voller Kraft ins Gesicht traf, spürte Teddy ein so tiefes Grauen, dass sich seine Nackenhaare aufstellten.

Er blieb stehen und sah sich um. Nur mondheller Schnee und die dunkle Silhouette des Waldes. Teddy ging weiter, vorbei am Laden seines Vaters, der die Familie und die paar anderen Leute versorgte, die in der Gegend verstreut wohnten, und spähte nach vorn, versuchte festzustellen, ob er sich unbemerkt ins Haus schleichen konnte. Sein keuchender Atem war das einzige Geräusch, das er hören konnte.

Alles schien so ruhig. So unnatürlich leblos und still.

Und dann blieb Teddy stehen und sah auf seine Füße hinunter. Der Schnee unter seinen Stiefeln war nicht mehr weiß, sondern dunkel – im Mondlicht fast schwarz, ein riesiger, schrecklicher Fleck. Es war Blut. Mehr Blut, als Teddy je gesehen hatte.

Ein paar Meter weiter war noch mehr. So viel Blut.

Und dann sah er den Toten.

Rechts von ihm, nahe am Waldrand. Er kannte diesen riesigen Körper. Kannte die massigen Schultern unter dem

zerfetzten Thermounterhemd, das dunkel war von Blut.

„Dad!“ Teddy rannte zu seinem Vater hinüber und kniete sich neben ihn. Aber für seinen Vater kam jede Hilfe zu spät. Er war tot, sein Hals und seine Brust waren völlig zerfetzt. „Oh nein! Dad! Oh Gott, nein!“

Die Kehle zugeschnürt vor Entsetzen und Kummer, stand Teddy auf, um seinen Onkel und seine beiden älteren Cousins zu suchen. Wie war es möglich, dass sie nicht bemerkt hatten, was hier passiert war? Wie konnte es sein, dass sein Vater angegriffen wurde und im Schnee verblutete?

„Hilfe!“, schrie Teddy mit wunder Kehle. Er rannte zur nächsten Hütte und hämmerte gegen den Türpfosten, rief nach seinem Onkel, um ihn zu wecken. Nichts als Stille antwortete ihm. Stille in der ganzen Ansammlung von Blockhütten und Schuppen, die sich auf dieser winzigen Parzelle zusammendrängten. „Hallo! So kommt doch raus und helft mir, b-b-bitte!“

Tränenblind hob Teddy die Faust, um wieder an die Tür zu hämmern, aber er erstarrte mitten in der Bewegung. Die Tür öffnete sich langsam. Und direkt dahinter lag sein Onkel, genauso zugerichtet und blutüberströmt wie sein Vater. Teddy spähte in das dunkle Haus und sah die leblosen Gestalten seiner Tante und Cousins.

Sie rührten sich nicht. Auch sie waren ermordet worden. Alle, die er kannte – alle, die er liebte, waren tot.

Was zur Hölle war hier passiert?

Wer – oder was – in Gottes Namen konnte das getan haben?

Langsam ging er in die Mitte der Ansiedlung zurück, benommen und ungläubig. Das konnte nicht sein. Das konnte doch einfach nicht sein. Einen Sekundenbruchteil lang fragte er sich, ob er halluzinierte von dem Stoff, den Skeeter ihm zum Rauchen gegeben hatte. Vielleicht war das alles gar nicht real. Vielleicht hatte er einfach einen Trip, und alles, was er sah, war gar nicht real.

Es war eine verzweifelte, flüchtige Hoffnung. Denn das Blut war real. Ihm drehte sich fast der Magen um von dem schweren Blutgeruch, der sich in seinen Nasenlöchern und seinem Rachen festsetzte wie dickflüssiges Öl. All diese Toten um ihn herum waren tatsächlich da.

Teddy sank im Schnee auf die Knie. Er schluchzte auf, von Schock und Trauer überwältigt. Er heulte und schlug in seiner Verzweiflung auf den gefrorenen Boden ein.

Er hörte die Schritte nicht kommen. Sie waren zu leichtfüßig, verstohlen wie die einer Katze. Aber im nächsten Augenblick wusste Teddy, dass er nicht allein war.

Und noch bevor er den Kopf wandte und in den brennenden Schein der wilden Raubtieraugen sah, wusste er, dass er kurz davorstand, seiner Familie in den Tod zu folgen.

Teddy Toms schrie, aber sein Schrei verließ seine Kehle nie.

1

Neunhundert Meter unter den Tragflächen der roten einmotorigen De Havilland Beaver glänzte der zugefrorene Koyukuk River im morgendlichen Mondlicht wie ein breites Band aus zersplitterten Diamanten. Alexandra Maguire folgte ihm in nördlicher Richtung aus der Kleinstadt Harmony. Der Frachtraum ihres Flugzeugs war beladen mit Vorräten für ihre heutige Liefertour zu einigen abgelegenen Siedlungen im Hinterland.

Neben ihr im Cockpit auf dem Passagiersitz saß Luna, die beste Copilotin, die sie je gehabt hatte. Natürlich abgesehen von ihrem Vater, der Alex alles über das Fliegen beigebracht hatte, was sie wissen musste. Die grau-weiße Wolfshündin ersetzte Hank Maguire jetzt schon seit ein paar Jahren, seit seine Alzheimer-Erkrankung zu weit fortgeschritten war, als dass er noch hätte fliegen können. Schwer zu glauben, dass er jetzt schon sechs Monate tot war, obwohl Alex oft das Gefühl hatte, dass er schon viel früher begonnen hatte, ihr zu entgleiten. Ein kleiner Trost war, dass die Krankheit, die seinen Verstand und seine Erinnerungen zerstörte, ihm so auch seinen Schmerz genommen hatte.

Jetzt lebten nur noch sie und Luna in dem alten Haus in Harmony und belieferten Hanks wenige Stammkunden in der Wildnis. Luna saß aufrecht neben Alex, die spitzen Ohren aufmerksam aufgestellt, die scharfen blauen Augen

unablässig auf die dunkle, gedrungene Masse der Brookskette gerichtet, die den Horizont im Nordwesten begrenzte. Als sie den Polarkreis überflogen, wurde der Hund im Sitz unruhig und stieß ein leises, eifriges Winseln aus.

„Du willst mir doch nicht sagen, dass du Papa Toms' geräuchertes Elchfleisch schon von hier oben aus riechen kannst“, sagte Alex, streckte die Hand aus und wuschelte dem Hund über den großen, pelzigen Kopf, während sie über den mittleren Arm des Koyukuk in nördlicher Richtung weiterflogen, an den kleinen Dörfern Bettles und Evansville vorbei. „Frühstück gibt's erst in zwanzig Minuten, altes Mädchen. Oder eher in dreißig, wenn diese schwarze Sturmwolke über dem Anaktuvuk Pass in unsere Richtung kommt.“ Alex beäugte die dunkle Gewitterwolke, die sich in einigen Meilen Entfernung von ihrer Flugroute zusammenballte. Laut Wetterbericht würde es wieder Schnee geben – in Alaska im November natürlich nicht ungewöhnlich, aber die besten Flugbedingungen für die heutige Liefertour waren es nicht. Alex stieß einen Fluch aus, als der Wind aus den Bergen stärker wurde und über das Flusstal hinwegfegte, um ihren sowieso schon turbulenten Flug noch etwas aufregender zu machen.

Gerade war das Schlimmste überstanden, als in der Tasche ihres Anoraks ihr Handy zu klingeln begann. Sie grub es aus und nahm den Anruf entgegen, ohne erst fragen zu müssen, wer am anderen Ende war.

„Hallo Jenna.“

Im Hintergrund im Haus ihrer besten Freundin konnte Alex eine Funkdurchsage der Nationalen Forstbetriebe

hören, irgendetwas über die instabile Wetterlage und extrem fallende Wind-Kälte-Faktoren. „In ein paar Stunden gibt es Sturm auf deiner Route, Alex. Bist du schon gelandet?“

„Noch nicht ganz.“ Sie durchflog einige weitere Turbulenzen, als sie sich der Stadt Wiseman näherte, und lenkte das Flugzeug dann auf den Kurs, der sie zur ersten Station ihrer heutigen Liefertour bringen würde. „Ich bin jetzt etwa zehn Minuten vor Toms' Laden. Danach noch drei Stationen, sollte nicht länger dauern als je eine Stunde, sogar bei diesem üblen Gegenwind. Bis dahin ist der Sturm längst durchgezogen.“

Das war eher Hoffnung als professionelle Schätzung, eher Mitgefühl für ihre besorgte Freundin als Sorge um ihre eigene Sicherheit. Alex war eine gute Pilotin und von Hank Maguire zu gut ausgebildet, um etwas völlig Waghalsiges zu tun, aber es war nun mal so, dass die Vorräte in ihrem Frachtraum wegen des schlechten Wetters schon eine Woche überfällig waren. Und verdammt noch mal, sie würde sich doch von ein paar Schneeflocken oder scharfen Windböen nicht davon abhalten lassen, den Leuten in den entlegenen Ecken des Hinterlandes, die vollständig auf sie angewiesen waren, ihre Lebensmittel und ihr Benzin zu bringen.

„Alles bestens hier, Jenna. Du weißt doch, dass ich vorsichtig bin.“

„Schon“, sagte sie. „Aber Unfälle passieren trotzdem, nicht?“

Alex hätte Jenna sagen können, dass sie sich keine Sorgen zu machen brauchte, aber genützt hätte es nichts.

Ihre Freundin wusste so gut wie jeder andere, dass das inoffizielle Credo der Buschpiloten in etwa lautete wie das der Polizeibeamten: Du musst da raus; ob du auch zurückkommst, ist zweitrangig. Und wer wusste das besser als Jenna Tucker-Darrow, ehemalige Staatspolizistin aus einer alteingesessenen Polizistenfamilie und auch Witwe eines Polizisten. Sie schwieg einen Augenblick. Alex wusste, dass die Gedanken ihrer Freundin gerade eine düstere Wendung nahmen, also gab sie sich Mühe, die Stille mit Geplauder zu füllen.

„Hör mal, als ich gestern mit dem alten Papa Toms geredet habe, hat er mir gesagt, dass er eben eine Riesenportion Elchfleisch geräuchert hat. Soll ich ihm eine Kostprobe für dich abschwatzen?“

Jenna lachte, aber sie klang, als wäre sie in Gedanken meilenweit fort. „Klar. Wenn du denkst, dass Luna das mitmacht, dann klar, gerne.“

„Gebongt. Das Einzige, was besser ist als Toms' geräuchertes Elchfleisch, sind seine heißen Buttermilchbrötchen. Und ich Glückspilz kriege von beidem was.“

Das Frühstück bei den Toms als Gegenleistung für die Warenlieferungen alle zwei Wochen war eine Tradition, die Alex' Vater angefangen hatte und die sie gerne weiterführte, auch wenn der Kerosinpreis den Preis von Toms' schlichten Mahlzeiten inzwischen weit überstieg. Aber Alex mochte den Alten und seine Familie. Sie waren gute, einfache Leute, die immer noch ursprünglich auf demselben felsigen Stück Land lebten wie schon Generationen ihrer Vorfahren.

Der Gedanke, sich zu einem warmen, hausgemachten Frühstück zu setzen und sich mit dem alten Toms über die Ereignisse der letzten Woche zu unterhalten, wog den unruhigen Flug zu der abgelegenen Ansiedlung auf. Als sie den letzten Gebirgskamm überflog und zum Anflug auf die provisorische Landebahn hinter Toms' Laden ansetzte, stellte Alex sich den salzig-süßen Duft von geräuchertem Fleisch mit frischen Buttermilchbrötchen vor, die schon auf dem Holzofen für sie warm gehalten wurden.

„Hör mal, ich mach besser Schluss“, sagte sie zu Jenna. „Ich brauche beide Hände, um diese Kiste zu landen, und ich ...“

Die Worte blieben ihr im Hals stecken. Auf dem Boden unter ihr fiel Alex etwas Seltsames ins Auge. In der Dunkelheit des Wintermorgens konnte sie das massige, schneebedeckte Ding nicht ganz ausmachen, das mitten in der Ansiedlung lag, aber was auch immer das war – bei dem Anblick stellten sich die Härchen in ihrem Nacken auf.

„Alex?“

Zuerst konnte sie nicht antworten, ihre ganze Aufmerksamkeit war auf das seltsame Objekt unter ihr gerichtet. Grauen kroch ihr den Rücken hinauf, so kalt wie der Wind, der gegen ihre Windschutzscheibe schlug.

„Alex, bist du noch da?“

„Ich, äh ... ja, bin da.“

„Was ist los?“

„Bin mir nicht sicher. Ich sehe Toms' Laden vor mir, aber irgendwas stimmt nicht da unten.“

„Was meinst du?“

„Weiß nicht genau.“ Alex spähte aus dem Fenster des Cockpits, als sie in Vorbereitung auf die Landung näher heranflog. „Da liegt was im Schnee. Bewegt sich nicht. Oh mein Gott ... ich glaube, da unten liegt einer.“

„Bist du sicher?“

„Weiß nicht“, murmelte Alex in ihr Handy, aber so, wie ihr Puls hämmerte, hatte sie keinen Zweifel, dass dort unter der frischen Schneedecke ein Mensch lag.

Und zwar ein toter Mensch, wenn er schon ein paar Stunden unbemerkt in dieser Eiseskälte gelegen hatte.

Aber wie konnte das sein? Es war fast neun Uhr morgens. Auch wenn es so hoch im Norden erst gegen Mittag hell wurde, hätte der alte Toms schon seit Stunden wach sein müssen. Die anderen Leute in der Ansiedlung, seine Schwester und ihre Familie, müssten blind sein, um nicht zu bemerken, dass einer von ihnen nicht nur fehlte, sondern direkt vor ihrer Haustür lag und erfror.

„Rede mit mir, Alex“, sagte Jenna jetzt mit ihrer Polizistenstimme, die Gehorsam forderte. „Sag mir, was da los ist.“

Als sie zum Landeanflug ansetzte, bemerkte Alex unten auf dem Boden eine weitere beunruhigende Gestalt – diese lag zwischen Toms’ Hütte und dem Waldrand, der die Ansiedlung umgab. Der Schnee um den Körper war blutgetränkt, dunkle Flecken sickerten in entsetzlicher Intensität durch die frische weiße Schneedecke.

„Oh Jesus“, zischte sie leise. „Jenna, das ist übel, da ist was Schreckliches passiert. Das sind mehr als einer. Sie wurden irgendwie ... verletzt.“

„Da sind Verletzte?“

„Tote“, murmelte Alex, ihr Mund war plötzlich trocken, als ihr zur Gewissheit wurde, was sie da sah. „Oh Gott, Jenna ... da ist Blut. Eine Menge.“

„Scheiße“, flüsterte Jenna. „Okay, Alex, hör zu. Ich will, dass du jetzt am Telefon bleibst. Dreh um und komm zurück in die Stadt. Ich funke Zach an, solange ich dich hier am Telefon habe, okay? Was immer da passiert ist, Zach soll sich drum kümmern. Geh nicht in die Nähe ...“

„Ich kann sie nicht alleine lassen“, stieß Alex hervor. „Da unten sind womöglich noch Verletzte. Vielleicht braucht jemand Hilfe. Ich kann nicht einfach umdrehen und sie alleine lassen. Oh Gott. Ich muss landen und sehen, ob ich was tun kann.“

„Alex, verdammt, mach jetzt bloß keinen ...“

„Muss Schluss machen“, sagte sie. „Bin kurz vor der Landung.“

Trotz Jennas wiederholter Befehle, die Situation ihrem Bruder Zach Tucker zu überlassen, dem einzigen Polizeibeamten in einem Umkreis von hundert Meilen, beendete Alex das Gespräch und setzte die Kufen der Beaver sanft auf dem kurzen Landestreifen auf. Sie machte eine Vollbremsung im frischen Pulverschnee – nicht die eleganteste Landung, aber auch nicht schlecht, wenn jedes Nervenende im Körper vor wachsender Panik schrie. Sie schaltete den Motor aus, und sobald sie die Tür des Cockpits geöffnet hatte, sprang Luna über ihren Schoß ins Freie und rannte auf die gedrängte Ansammlung von Blockhütten zu.

„Luna!“

Alex' Stimme hallte in der gespenstischen Stille. Der Wolfshund war jetzt außer Sichtweite. Alex kletterte aus dem Flugzeug und rief ein weiteres Mal nach Luna, aber nur Stille antwortete ihr. Und aus den nahe gelegenen Hütten kam niemand, um sie zu begrüßen. Keine Spur von Toms in seinem Laden, nur dreißig Meter entfernt. Auch keine Spur von Teddy, der Luna trotz seiner gleichgültigen Teenager-Fassade genauso heiß und innig liebte wie der Hund ihn. Auch kein Zeichen von Toms' Schwester Ruthanne, auch nicht von ihrem Mann und den erwachsenen Söhnen, die im November normalerweise schon lange vor dem späten Sonnenaufgang auf den Beinen waren und sich um die in der Ansiedlung anfallenden Arbeiten kümmerten. Alles war völlig still und unbelebt.

„Scheiße“, flüsterte Alex, ihr Herz schlug wie ein Presslufthammer.

Was zur Hölle war hier passiert? In was für eine Gefahrensituation lief sie hier hinein, sobald sie aus ihrem Flugzeug stieg?

Als sie nach hinten in den Frachtraum griff und sich ihr geladenes Gewehr schnappte, sah sie das schlimmstmögliche Szenario vor sich. Mitten im Winter im Hinterland kam es manchmal vor, dass jemand durchdrehte und seine Nachbarn angriff oder sich selbst etwas antat – womöglich beides kurz nacheinander. Sie wollte gar nicht daran denken und konnte sich auch niemanden vorstellen, der in diesem engen Familienverband einfach durchdrehte. Nicht einmal den mürrischen Teddy, um den der alte Toms sich in letzter Zeit Sorgen machte, weil er sich mit üblen Leuten herumtrieb.

Das Gewehr im Anschlag kletterte Alex aus dem Flugzeug und ging los in die Richtung, in die Luna gerannt war. Die frische Schneedecke von letzter Nacht war pulverig weich unter ihren Stiefeln und dämpfte das Geräusch ihrer Schritte, als sie sich vorsichtig Toms' Laden näherte. Die Hintertür war unverriegelt, halb aufgezwängt von einer Schneewehe, die sich auf der Schwelle gebildet hatte. Hier war schon seit ein paar Stunden niemand mehr gewesen, um nach dem Rechten zu sehen.

Alex schluckte den Angstklumpen in ihrem Hals, der ständig größer wurde, hinunter. Jetzt wagte sie nicht mehr, nach jemandem zu rufen. Sie wagte kaum noch zu atmen, als sie weiterging, vorbei am Laden zu der gedrängten Ansammlung kleiner Blockhütten. Lunas Gebell ließ sie zusammenschrecken. Der Wolfshund saß in ein paar Metern Entfernung, zu seinen Füßen eine der leblosen Gestalten, die Alex aus der Luft entdeckt hatte. Luna bellte noch einmal, dann stupste sie den Toten mit der Nase an, als versuchte sie, ihn zum Aufstehen zu bewegen.

„Oh Herr im Himmel ... wie kann das sein?“, flüsterte Alex, sah sich noch einmal in der stillen Ansiedlung um und packte ihr Gewehr fester. Ihre Füße fühlten sich wie Bleigewichte an, als sie auf Luna und die reglose, schneebedeckte Gestalt auf dem Boden zuing. „Braves Mädchen. Jetzt bin ich da. Lass mich mal sehen.“

Oh du lieber Gott, sie musste gar nicht näher rangehen, um zu sehen, dass es Teddy war, der dort lag. Aus dem zerfetzten, blutdurchweichten Daunenanorak sah ein schwarz-rotes Flanellhemd hervor, das Lieblingshemd des Jungen. Sein dunkelbraunes Haar war an Wange und Stirn

vereist, seine olivfarbene Haut gefroren und wachsartig, blau angelaufen, wo sie nicht ziegelrot verkrustet war von geronnenem Blut. Und wo einmal sein Kehlkopf gewesen war, klaffte eine riesige Wunde.

Alex setzte sich auf die Hacken zurück und holte keuchend Luft, als die Realität dessen, was sie da sah, mit voller Gewalt von ihr Besitz ergriff. Teddy war tot. Er war doch nur ein Junge, verdammt noch mal, und jemand hatte ihn abgeschlachtet wie ein Tier und einfach hier liegen lassen.

Und er war nicht der Einzige in dieser abgelegenen Ansiedlung, den dieses Schicksal ereilt hatte. In ihrem Schock trat Alex von Teddys Leiche zurück und sah sich wild zum umliegenden Gelände und den Häusern um. Die Tür der gegenüberliegenden Blockhütte war aus den Angeln gerissen, und vor einer der anderen lag eine weitere reglose Gestalt. Und noch eine direkt unter der offenen Tür eines Pritschenwagens, der an einem alten hölzernen Lagerschuppen stand.

„Oh Gott ... nein.“

Und dann war da der Tote, den sie schon von ihrem Landeanflug aus gesehen hatte – der aussah wie der alte Toms, tot und blutüberströmt am Waldrand hinter seinem Haus.

Sie packte ihr Gewehr fester, auch wenn sie bezweifelte, dass der Mörder – oder vielleicht waren es auch mehrere gewesen, beim Ausmaß dieses Gemetzels hier – noch in der Nähe war. Alex fand sich wieder, wie sie langsam auf diesen nassen, blutgetränkten Schneestreifen am Waldrand zuing, mit Luna dicht auf den Fersen.

Mit jedem Schritt zogen sich Alex' Herz und Magen stärker zusammen. Sie wollte den alten Toms nicht so sehen, wollte niemanden, der ihr am Herzen lag, abgeschlachtet, verstümmelt und blutüberströmt sehen ... nie wieder.

Und doch bewegten sich ihre Füße wie von selbst, und genauso wenig konnte sie sich zurückhalten, neben der grausigen, bäuchlings liegenden Leiche des Mannes niederzuknien, der sie immer mit einem Lächeln und einer bärigen Umarmung begrüßt hatte. Alex legte ihr Gewehr neben sich in den roten Schnee. Mit einem würgenden, wortlosen Aufschrei streckte sie die Hand aus, nahm den riesenhaften Mann an der Schulter und drehte ihn um. Das verwüstete Gesicht, das blicklos zu ihr aufstarrte, ließ Alex das Blut in den Adern gefrieren. Seine einst so heiteren Züge waren in einer Maske absoluten Entsetzens erstarrt. Alex konnte sich auch nicht annähernd vorstellen, was er im Augenblick seines Todes gesehen haben musste.

Obwohl ...

Die alte Erinnerung sprang sie aus einer dunklen, verschlossenen Ecke ihrer Vergangenheit an. Alex spürte ihren scharfen Biss, hörte die Schreie, die die Nacht zerrissen und ihr Leben für immer zerstört hatten.

Nein.

Diesen Schmerz wollte Alex nicht wieder erleben. Sie wollte nicht an diese Nacht zurückdenken, und schon gar nicht jetzt, umgeben von all diesen Toten, völlig allein. Sie konnte nicht ertragen, die Vergangenheit ans Licht zu holen, die sie vor achtzehn Jahren Tausende von Meilen hinter sich gelassen hatte.

Aber die Vergangenheit kroch in ihre Gedanken zurück, als wäre es erst gestern gewesen. Und als ob es gerade wieder passierte. Sie wurde das Gefühl nicht los, dass derselbe Schrecken, den sie und ihr Vater vor so langer Zeit in Florida überlebt hatten, irgendwie gekommen war, um diese unschuldige Familie in der isolierten Wildnis Alaskas heimsuchen. Alex würgte ein Schluchzen zurück und wischte sich die Tränen ab, die ihr auf den Wangen brannten, als sie auf ihrer Haut gefroren.

Lunas leises Grunzen neben ihr unterbrach Alex' Gedanken. Die Hündin grub neben der Leiche die Schnauze in den Pulverschnee, offenbar hatte sie einen Geruch aufgefangen. Dann ging sie vorwärts und folgte der Duftspur auf die Bäume zu. Alex stand auf, um zu sehen, was Luna gefunden hatte. Zuerst sah sie es nicht. Und als sie es sah, konnte ihr Verstand den Anblick gar nicht verarbeiten.

Es war ein blutiger Fußabdruck, teilweise vom Neuschnee verdeckt. Ein menschlicher Fußabdruck, der mindestens einem Stiefel der Größe fünfzig entsprach. Und der Fuß, der ihn hinterlassen hatte, war nackt gewesen. In dieser tödlichen Kälte mehr als unwahrscheinlich – es war schlichtweg unmöglich.

„Was zum Teufel ...?“

Entsetzt packte Alex Luna am Nackenfell und hielt sie fest an ihrer Seite, bevor der Hund der Fußspur noch weiter nachging. Sie folgte ihr mit den Augen bis zu dem Punkt, wo sie verblasste und im Schnee verschwand. Es ergab keinen Sinn.